

Gregor Markl

Vom Wahn der Vernetzung oder: der Politik ins Netz gegangen

Derzeit spielt sich in Deutschland im Zeitraffertempo, das heißt innerhalb weniger Monate, etwas ab, wofür die so bewunderten angelsächsischen Universitäten Jahrzehnte, wenn nicht sogar Jahrhunderte gebraucht haben: die Klasseneinteilung unserer Hochschulen. Natürlich war denkenden Menschen (also vielen Mitbürgern und insbesondere dann, wenn sie in den Genuss einer akademischen Ausbildung an einer deutschen Hochschule kamen) schon länger klar, dass Hochschule nicht gleich Hochschule, Fachbereich nicht gleich Fachbereich ist und insofern Ungleichheit existierte. Es gab Große und Kleine, Volluniversitäten und auf bestimmte Fachbereiche spezialisierte Hochschulen, technische Universitäten und Privatuniversitäten, Fachhochschulen und Berufsakademien – kurzum, einen bunten Strauß von Ausbildungseinrichtungen, die aber eines gemein hatten: Ihre Absolventen waren (und sind immer noch) im In- und Ausland hoch angesehen.

Seit wenigen Wochen ist nun alles anders: Nun gibt es Elite-Hochschulen; es gibt Hochschulen, die zwar nicht zur Elite gehören, aber immerhin ein oder mehrere Exzellenz-Cluster oder Graduiertenschulen zugesprochen bekommen haben; und es gibt den Rest, fast möchte man sagen: den Abschaum, die Hochschulen, die jetzt öffentlich bescheinigt bekommen haben, dass sie bestenfalls Durchschnitt sind, was aber effektiv bedeutet: abgeschlagen, unter ›ferner liefern‹. Über Nacht also haben wir eine mindestens aus drei Klassen bestehende Universitätslandschaft erhalten, mit einer von Gutachtern ernannten ›Ivy League‹ und mit einem umfangreichen Bodensatz.

Schade eigentlich. Denn man darf doch bezweifeln, dass Universitäten wie Tübingen, Stuttgart, Bayreuth oder Köln, die alle in der sogenannten Exzellenz-Initiative bisher leer ausgingen, plötzlich schlechtere Ausbildung anbieten als vorher, dass ihre Absolventen weniger gefragt sind, dass die dort tätigen Wissenschaftler weniger originell sind als noch vor Jahresfrist. Genauso kann

man sich fragen, was denn Karlsruhe vor Heidelberg oder die TU München vor der RWTH Aachen so sehr auszeichnet, dass die einen sich jetzt Elite-Universität nennen dürfen, die anderen aber nicht. So ist eben Wettbewerb auf Deutsch: Gutachtergremien und nicht der Markt bewerten Forschungsergebnisse und Absolventen.

Gut, man kann ja sagen: Das war erst die erste Runde. In der zweiten gibt es noch einmal Chancen für viele Universitäten (und die genannten sind dann ja auch beachtet worden). Genauso könnte man einwenden: Da spricht der Neid des in Tübingen Ansässigen, der als schlechter Verlierer die ganze Initiative madig machen will. Dem ist nicht so, denn ich werde auch noch Positives über die Exzellenz-Initiative zu sagen haben. Und doch, so glaube ich, verdient es auch ein paar kritische Anmerkungen, dass durch diesen unseligen Begriff der Elite-Universität innerhalb kürzester Zeit Wertungen in der breiten Bevölkerung verankert werden, die mit der Realität nicht wirklich zur Deckung zu bringen sind.

Nun ist es ja offensichtlich so, dass zum Beispiel Karlsruhe tatsächlich nicht aufgrund des bisher Geleisteten seinen Titel bekam, sondern wegen der vollmundigen, gut durchdachten, aber eben nur angekündigten Versprechung, sich mit der dort ansässigen Großforschungseinrichtung zu vereinigen – wobei kein Mensch weiß, wie genau dies funktionieren wird und ob dabei ein Mehrwert entsteht. Vielleicht gibt 1 + 1 in diesem Fall nur 1,8 und nicht die erhofften 2,5? Nicht, dass ich aus objektiven Gründen bezweifle, dass diese Fusion gelingen kann – ich verstehe viel zu wenig davon, um belastbar zweifeln zu können. Ich stelle lediglich fest, dass man aufgrund schwer objektivierbarer Konzepte nicht nur einige wenige Universitäten über andere emporgehoben hat, sondern dass man eine große Zahl von bislang hervorragenden Wissenschaftlern zum ausdrücklich nicht elitefähigen Rest degradiert hat, nur weil sie an der ›falschen‹ Universität sitzen – zumindest psychologisch hat diese Initiative



sicher so gewirkt. Ist denn erwiesen, dass in Karlsruhe oder München (jeweils in Relation zu ihrer Größe, zum Finanzvolumen und zur Studierendenzahl) mehr hervorragende Forscher arbeiten als in Bonn, Frankfurt oder Freiburg?

Denn in der breiten Öffentlichkeit, bei Politikern und wohl auch bei manchen freudetrunkenen Wissenschaftlern selbst droht in Vergessenheit zu geraten: Nicht Universitäten sind gut, noch nicht einmal Fachbereiche sind gut, sondern es sind die einzelnen Arbeitsgruppen und ihre Forscher, eigenwillige, originelle, querdenkende, nicht schubladiesbare, nervtötende (da immer hinterfragende), zerstreute, geniale Köpfe begabter Frauen und Männer. Sie sind das Kapital der Wissenschaft, der Fachbereiche, der Universitäten, und letztlich eines Landes wie Deutschland, das auf innovative Köpfe, die sich in der Ausbildung junger Menschen engagieren, angewiesen ist wie auf nichts anderes. Sollte das Wissen darum, wer ›gut‹ ist, bei denen, die zum Beispiel die Finanzierung der Universitäten politisch steuern, durch diese Exzellenz-Initiative in Vergessenheit geraten oder vielmehr überschwemmt werden von den so einfach gestrickten ›Elite- und ›Exzellenz‹-Logos, so wäre dies ein katastrophaler Nebeneffekt.

Wohlgermerkt – und auch dies muss bei aller Kritik und bei allen Befürchtungen gesagt werden: Die Förderung der Exzellenz-Cluster und Graduiertenschulen trägt genau dem Rechnung, dass nämlich originelle Personen oder Gruppen und hervorragende Ideen gefördert werden, und diesen Teil der Exzellenz-Initiative halte ich – bei mancherlei Fragen im Detail – für gelungen und unterstützenswert. Die sogenannte dritte Förderlinie (›Elite-Universität‹) aber hat aus meiner Sicht einfach zu viele der Nebenwirkungen, die heutzutage salopp als Kollateralschäden bezeichnet werden.

Ein interessanter Neben aspekt der Exzellenz-Initiative ist die Frage, wie denn in Zukunft erfolgreiche Forschung auszusehen hat.

Obwohl ich bereits die Wichtigkeit der Persönlichkeiten hervorgehoben habe, die Wissenschaft betreiben, scheint die Zeit der im stillen Kämmerlein arbeitenden Wissenschaftler vorbei zu sein. Allein schon der Ausdruck ›im stillen Kämmerlein‹ ist heutzutage ein Synonym für eine autistische und egozentrische, der Welt nicht nur entsagende, sondern auch Rückkopplungen aus der praktischen Welt der Anwendungen ausdrücklich scheuende Arbeitshaltung, der – so nimmt man es zwi-

schen den Zeilen wahr – eh nur krause, bestenfalls ›hoch gelehrte‹, aber keinesfalls ›nützliche‹ Gedanken entspringen können.

Anstelle des stillen Kämmerleins ist ›Vernetzung‹ das Wort der Zeit. Und obwohl ich gar nicht bezweifle, dass Forschungsverbände in vielen technisch und analytisch anspruchsvollen Disziplinen allein schon aus dem Grunde notwendig und sinnvoll sind, dass nicht jeder Geochemiker eine Protonensonde zur Verfügung gestellt bekommen kann, und obwohl ich sofort zugestehe, dass in der Diskussion mit Kollegen oft hervorragende Ideen Gestalt annehmen oder weiterentwickelt werden, so muss man sich doch die Frage stellen: Wie viele Menschen können gleichzeitig und vernetzt in einem Buch lesen (um die Ethik in den Biowissenschaften mit ihren philosophischen Gedanken weiterzuentwickeln)? Wie viele können gleichzeitig in einer Höhle auf der indonesischen Insel Flores graben (um dort eine neue Menschenspezies zu entdecken)? Und wie viele können an einer Elektronenstrahl-Mikrosonde sitzen (um Materialanalysen zum Beispiel von Hochleistungswerkstoffen oder von römischen Münzen durchzuführen)? Einer oder bestenfalls wenige, und zwar diejenigen, die bereits selbst Experten sind und nicht etwa erst im Netzverbund werden!

Gelingt nun seit Neuestem das Denken nur noch in Gemeinschaft? Man ist versucht, sich Selbsthilfegruppen anonymer Wissenschaftler vorzustellen, die sich wegen der Sucht des Grübelns, Hinterfragens, Hirnzermarterns, selbständigen Ideen-Entwickelns therapieren lassen wollen. Haben unsere Vorgänger als Wissenschaftler – das heißt die Personen, auf deren Gedanken wir unsere gesamte heutige Tätigkeit aufbauen und auf denen (auch dies sollte man nicht vergessen) zu einem guten Teil unser heutiger Wohlstand beruht –, haben diese geradezu sträflich unvernetzten Leute denn nur Unsinn gedacht und gemacht? Haben sie die Wissenschaft nicht zu einer beispiellosen Blüte getragen? Haben sie nicht mit anderen korrespondiert und ihre Gedanken ausgetauscht?

Ich habe zwar überhaupt nichts gegen Vernetzung und gegen große, die Fächergrenzen überwindende Forschungsprojekte, und ich verkenne nicht das Potenzial, das darin liegt. Mein Ansatz ist eher, dass dies nicht aufgezwungen werden kann, dass die Politik oder die Forschungsförderorganisationen gut daran tun, den Wissenschaftlern die Freiheit der Entscheidung zu überlassen, wie sie forschen möchten und ob sie dabei nach eigener Überzeugung am besten globalisiert, vernetzt, in Klein-



gruppen oder allein vorgehen wollen. Abgesehen davon, dass die Notwendigkeiten in den einzelnen Wissenschaftsdisziplinen völlig unterschiedlich sind. Kein Mensch wird bezweifeln, dass in der Weltraumtechnik Großverbände unabdingbar sind. Doch genauso klar erscheint mir, dass die vergleichende Sprachwissenschaft von mexikanischen Indianersprachen oder die Taxonomie brasilianischer Pfeilgiftfrösche kein internationales Konsortium von Forschern verlangt – obwohl alles gleich interessant und erforschenswert ist. Warum traut man Wissenschaftlern so wenig? Wer ihnen nicht traut, traut ihnen auch nichts zu!

Oder anders gefragt: Warum hat man uns früher mehr zugetraut? Früher folgten Wissenschaftler ihrer Neugier und ihrem Spieltrieb, und es gelangen bahnbrechende Entdeckungen, für die es Nobelpreise gab. Heute kann man ›Elite‹ nur noch werden, wenn man in großen Forschungsverbänden arbeitet; wenn man am besten alle über die Jahre aus gutem Grunde diversifizierten Forschungseinrichtungen wieder zu geradezu beängstigend bürokratischen Monstren zusammenlegt; wenn man Kooperationen im In- und Ausland nicht nur einzeln, sondern dutzendfach nachweisen kann, und zwar nicht etwa, weil sie die eigene Forschung fördern, sondern weil dies die Aussichten auf Bewilligung von Mitteln fördert. Eine neue Art von Drittmittelförderung. Was zählt denn heute eigentlich mehr? Das brillante wissenschaftliche Ergebnis oder der Vernetzungsaufwand, den man benötigte, um zu einem – oftmals vielleicht sogar bescheidenen – Ergebnis zu kommen?

Betrachtet man die Exzellenz-Initiative und die Forschungspolitik der letzten Jahre, die Forschungszentren auf Kosten von Normalanträgen bei der DFG fördert; die Großforschungseinrichtungen zu einer geradezu widersinnig bürokratisch kontrollierten ›Programmorientierten Forschung‹ zwingt (sinnigerweise POF abgekürzt – eine Onomatopöie, die den Impakt dieser Gängelung deutlich zum Ausdruck bringt); und die zunehmend davon ausgeht, dass Universitäten wie Wirtschaftsbetriebe funktionieren und auch so geführt und kontrolliert werden sollen, so kann man den Eindruck bekommen, als ob der Aufwand – da besser messbar – mehr zählt als der – schwer zu fassende – Ertrag. Daher plädiere ich für eine andere Form der Freiheit in der Wissenschaft: nicht nur für die, das zu forschen, was Forscher wichtig finden (dies ist grundgesetzlich garantiert), sondern auch für die Freiheit zu entscheiden, wie sie ihre Forschungen betreiben.

Noch ist dies möglich, keine Frage – aber die Spielräume wurden in den letzten Jahren immer enger. Worauf beruht diese Verschiebung? Auf einer Lust am Regulieren? Auf einem schlichten Mangel an Vertrauen in die Wissenschaft? Oder weil man glaubt, durch Vernetzungsoptimierung die Gans zum Legen goldener Eier zwingen zu können, selbst wenn dies eher einer Verstrickung gleichkommt?

Woher diese Entwicklung sich auch speist: Wir als Wissenschaftler sollten wachsam sein und der stetigen Einengung in ein immer dichter uns umgebendes Korsett (genannt: Förder- und Evaluierungsrichtlinien) entgegenwirken. Insofern müssen wir einer weiteren Bürokratisierung auf allen Ebenen begegnen, wenn wir die Wissenschaft an den deutschen Hochschulen erfolgreich erhalten wollen – bei den Evaluationen genauso wie bei den Studienreformen, bei den Vernetzungszwängen wie bei der Selbsteinschätzung der Hochschulen. Hier sind insbesondere die Entscheidungsträger in den Wissenschaftsorganisationen gefragt, die ja selbst aus den Universitäten und Forschungseinrichtungen kommen und daher eigentlich am genauesten wissen müssten, dass Wissenschaft am besten funktioniert, wenn sie möglichst wenig gegängelt wird.

Warum werden die absoluten Drittmiteileingänge genauso (oder sogar stärker) als Kriterium bei der Bewertung von Forschungsleistungen herangezogen wie die publizierten Ergebnisse? Ist denn überhaupt gewiss, dass der wissenschaftliche Ertrag in Publikationen pro Wissenschaftler in Einzelprojekten deutlich besser ist als in Großprojekten, wo noch zusätzliches Geld für Koordination aufgewendet werden muss, das wissenschaftlich unproduktiv ist? Dieser generelle Trend, hauptsächlich die Größe, die investierten Gelder, die Komplexität der Vernetzung als Ausdruck einer besonders aktiven und erwartungsgemäß ergebnisreichen Wissenschaft anzusehen, entwickelte sich offensichtlich in Ermangelung der Möglichkeit, die echten Ergebnisse wirklich objektiv messen zu können. Die Sucht zu messen, zu evaluieren, zu objektivieren wiederum kann nur dem Gefühl entspringen, dass dort, wo nicht kontrolliert und evaluiert wird, Verschwendung und Prasserei vorherrschen. Hat die Wissenschaft dazu in der Vergangenheit Anlass gegeben? Können wir deshalb heute ihre Früchte ernten?